Einst und Jetzt.

Wilhelm II. im amerikanischen und französischen Spiegel.

Von **Dr. J. Lulves**, Archivrat.

Die Amerikaner und die Franzosen liefern genügenden Stoff zum Nachdenken über die Wandlungen der Ansichten anscheinend sonst urteilsfähiger Menschen, sobald sie Nationalhaß und Rachsucht verblendet. Für urteilsfähig und nüchtern dürfte man zum mindesten die Amerikaner ansehen. Eine dementsprechende Beurteilung schien allen voran Sydney Brooks' Charakterbild zu liefern, das, zehn Seiten Text umfassend, Mitte Januar 1903 in der „North American Review", einer der hervorragendsten amerikanischen Monatsschriften, erschienen ist. Zu denken gibt dort folgende Betrachtung: „Allmählich haben wir uns an diesen Kaiser gewöhnen gelernt. Denn ihn selbst hat sein Jugendeifer keineswegs verlassen, vielmehr ist er noch heute so impulsiv wie immer. Nur wir haben unsere früheren Eindrücke revidiert und den Mann so anzusehen gelernt, wie er wirklich ist. Darum erblickt aber auch in ihm niemand mehr einen Bedroher des Friedens; niemand hält ihn für fähig, aus Ruhmsucht, aus persönlicher Eitelkeit oder aus irgendeinem anderen Grunde, als dem der ihm aufgezwungenen Verleidigung seines Vaterlandes einen Krieg anzufangen! ... Im Dienste seiner Nation sich an Treue und Eifer von niemandem übertreffen zu lassen! (ist sein Grundsatz.) Deshalb hat er auch das schwierigste Stück fertig gebracht, das überhaupt jemand durchsetzen kann, sich vollste Anerkennung zu erzwingen. ... Durch viele seiner Reden geht ein wahrhaft erhobener Zug von den Pflichten des Königtums. „Ich betrachte," sagte er einmal, „meine Stellung als eine mir von Gott verliehene, und in diesem Bewußtsein arbeite ich täglich. Ich beginne und ende jeden Tag meines Lebens mit einem Gebet für mein Reich, mein Land und Brandenburg, das meinem Herzen so nahe steht." Solche Reden wirken nichts weniger als lächerlich. Wenn sie aufrichtig gemeint sind — und an der Aufrichtigkeit dessen, was der Kaiser spricht, ist keine Frage! — ergeben sie ein so schönes und begeisterndes Ideal, wie es nur ein Staatsoberhaupt besitzen kann. Ohne ein solches würde sich auch niemand in ein so unerhört aufreibendes und opfervolles Leben einspannen lassen, wie der Kaiser es gewohnt ist. Er ist ein Mann, der weder nachsichtig gegen sich selbst ist, noch anderen gestattet, gegen sich nachsichtig zu sein. Wie er sich selbst die schwersten Pflichten auferlegt, so erwartet er keinen minderen Tribut von seinen Untertanen."

Der frühere Botschafter der Vereinigten Staaten in Berlin, Mr. Andrew White, der nahezu den sechsten Teil seines Lebens in Deutschland zugebracht hat, vor vierzig Jahren als Student, 1897 bis 1903 als Botschafter, äußerte sich nach der New Yorker „World" im Juli 1903 über den Kaiser: „Wilhelm II. ist aller Wahrscheinlichkeit nach der fleißigste und am vielseitigsten beschäftigte Mann in seinem ganzen Reich."

„Der Kaiser hat den sehnlichsten Wunsch," fährt er an anderer Stelle fort, „daß Deutschlands Macht stetig wachse, und wir sind von demselben Wunsch im Hinblick auf Amerika beseelt. An der freundschaftlichen Gesinnung des deutschen Herrschers unserer Nation gegenüber brauchen wir wohl keinen Moment zu zweifeln. Wir haben manche Beweise dafür erhalten. Auch zögern wir keinen Augenblick, es offen einzugestehen, daß uns der „Emperor of Germany" in hohem Grade imponiert. ... Man bewundert in ihm den kühn vorwärtsstrebenden Mann, man vertraut seinen Versicherungen, daß er stets für das Wohl seines Landes bedacht sei, und segnet ihn für seine Bemühungen, seinem Lande den Frieden zu erhalten!"

Price Collier, der ebenfalls Deutschland von seiner Studienzeit her gut kennt, veröffentlichte in der angesehenen Zeitschrift „Scribners Magazine" im Oktober 1912 eine Reihe von Aufsätzen über „Deutschland und die Deutschen", die unter diesem Titel 1914 zu einem besonderen Buche vereinigt worden sind. Das dritte Kapitel seines Buches ist ausschließlich dem „Kaiser" gewidmet. Es umfaßt 30 Druckseiten.

Wir heben daraus folgende Stellen hervor: „Das Leben in Deutschland ist so voll von Wilhelm II., Deutschem Kaiser, daß jeder, der von den letzten 25 Jahren schriebe, ohne näher auf ihn einzugehen, alle Fragen, Einrichtungen und Probleme Deutschlands ungelöst lassen würde. ... Es ist ein Persönlichkeitsphänomen, das in der Welt von heute einzig dasteht und in so gewaltigem Maßstabe und in einem so aufgeklärten Volk vielleicht noch nie in der Geschichte dagewesen ist. — Ganz gewiß gibt es im Deutschen Reiche keinen Mann, der angestrengter arbeitet, und — was noch viel schwerer ist und viel mehr Selbstverleugnung erfordert — kein Mensch erhält sich besser für seine Arbeit im Stande, als er es tut. Für einen Amerikaner ist es nicht leicht, das Benehmen eines Selbstherrschers mit dem eines Mannes, der sich für den ersten Diener seines Volkes erklärt, zu vereinigen. ... Wir haben hier eine vielseitige und kraftvolle Persönlichkeit von makellosem Charakter vor uns, in dessen ehrlichen Absichten und hingebenden Eifer für die Interessen seines Landes selbst sein bitterster Feind keinen Zweifel setzt. Das Ausland wirft ihm nichts weiter vor, als daß er Deutschland in den letzten 25 Jahren so mächtig gemacht hat ... Die Persönlichkeit, mit der wir uns hier befassen, hat einen ziemlich klaren Begriff von ihrer Stellung in der Welt, von den ihr obliegenden Pflichten, von den ihr nach ihren Begriffen von Autorität und Verantwortlichkeit zustehenden Rechten sowie von ihren Absichten. Was unter Wilhelms II. 25jähriger Regierung aus Deutschland geworden ist, weiß die ganze Welt, beneidet ein großer Teil und fürchtet ein anderer Teil der Welt."

* * *

Also! Auch die Amerikaner sollten sich heute darauf besinnen, wie sie früher über den Kaiser dachten. Und die Franzosen? Unzweifelhaft, Wilhelm II. war Jahrzehnte hindurch die Persönlichkeit, welche die westlichen Nachbarn Deutschlands in Spannung erhielt in des Wortes bester Bedeutung! Sie haben ihn am eifrigsten studiert. Sie glaubten in dem Nachkommen eines Gaspard Coligny und einer Eleonore Coligny d'Olbreut, der Urgroßmutter Friedrich des Großen, manchen Zug von Verwandtschaft mit ihrem eigenen Geiste zu finden. Anfängliches Mißtrauen war schließlich Bewunderung, ja Begeisterung gewichen, — einer Begeisterung, die am mächtigsten damals aufschäumte, als der Kaiser, gelegentlich der Ermordung des französischen Präsidenten Sadi Carnot im Juni 1894, außer anderen Teilnahmsbezeugungen, zwei in Deutschland wegen Spionage verurteilte französische Offiziere begnadigte. An jenem Tage, sagte Wilhelms II. französischer Lehrer François Aymé in seinen 1898 erschienenen Erinnerungen, „erbrachte der Kaiser den Beweis, daß er das Herz der Franzosen verstanden hatte, er machte es schneller schlagen. Ich denke, daß, wenn er nach diesem, in einem so passenden Augenblick vollzogenen Gnadenakt und nach seiner Depesche an Madame Carnot plötzlich nach Paris gekommen wäre, man ihm auf den Boulevards zugejubelt haben würde."

Mehr noch als die Amerikaner interessiert natürlich die Franzosen Wilhelms II. Stellung zur Wahrung des europäischen Friedens. Ueber diese wichtige Frage hatte sich schon 1894 der berühmte Philosoph und ehemalige Minister Jules Simon, der 1890 an der internationalen Arbeiterkonferenz in Berlin teilgenommen, in der „Revue de Paris" auf Grund persönlicher Beobachtungen geäußert: „Ich wiederhole, daß nach meiner Ansicht die friedliebenden Worte des Kaisers eine vernunftgemäße und ernsthafte Ueberzeugung ausdrücken. Er will aufrichtig den Frieden, und er schmeichelt sich, daß er für diesen gearbeitet habe, wie noch keiner."

Jules Huret sagt in diesem Sinne in seinem Buche „In Deutschland" (1907): „Der Beweis ist also erbracht: Wilhelm II. ist ebenso friedfertig, wie sein Vater. Und das muß man ihm als hohes Verdienst anrechnen ... Beachten Sie wohl, daß ich keineswegs behaupte, er sei aus humanitären Beweggründen friedfertig, — nein, er ist es nur, weil es im Interesse des Deutschen Reiches und des seinen liegt, die in diesem Falle identisch sind." Und der bekannte Diplomat und Senator d'Estournelles de Constant in einem Brief vom Juni 1909 an den Direktor der „Temps": „Ich bin überzeugt, daß Wilhelm II. auf das tiefste den Frieden liebt, daß er von seiner Aufgabe durchdrungen ist, ihn zu erhalten. Ein Mann, mag er auch ein Souverän sein, der wie in der täglichen Umgebung seiner Kinder lebt, spielt nicht mit dem Kriege. Mehr als jeder andere begreift er dessen traurige Gefahren ... Der Kaiser ist alles in allem treu geblieben seiner ersten Idee von einer Verbindung aller zivilisierten Staaten zum Zwecke der größten wirtschaftlichen Entwicklung eines jeden von diesen."

Der heute so überaus deutschenfeindliche, ehemalige Minister des Auswärtigen, Gabriele Hanotaux, der als Historiker ein besonders zuständiges Urteil beansprucht, schloß an die Antwort, die der Kaiser gelegentlich des Regierungsjubiläums dem beglückwünschenden Carnegie gegeben hatte: „Ich hoffe, daß wir noch 25 andere Friedensjahre haben werden," folgende Betrachtungen im Juni 1913 („Figaro") an: „Wilhelm II. hat, glaube ich, in seinen Träumen eine Art Entspannung erhofft, die von ihm über den ganzen Erdball ausstrahlen soll." Von allen Lobsprüchen hätte dieser vielleicht seinem Herzen am meisten wohlgetan. Trotz alledem sind die in der kurzen Unterhaltung mit Carnegie ausgesprochenen Worte zugleich beruhigend und hoch ernst. Sie bilden, wenngleich an einen Pazifisten gerichtet, eine übernommene Verpflichtung. Kaiser Wilhelm hat die langen Jahre einer Regierung vor sich, deren baldiges Ende niemand wünscht. Diese tatkräftige Persönlichkeit, dieser friedliebende Fürst, dieser seines Standes und seiner Krone würdige Herrscher ist im Vollbesitze seines Ansehens und seiner Macht. ... Möge seine Politik am Jubiläum einer fünfzigjährigen Regierung ihm den Titel sichern, der seinen Ruf, und man muß glauben, seine Wünsche krönen würde, den schönen Titel des Friedenskaisers."

Noch wenige Wochen vor Ausbruch des Weltkrieges schrieb 1914 Georges Aubert in seinem Buche „La Folie Franco-Allemande": „Aber nichtsdestoweniger dürften wir die augenscheinliche Friedensliebe, welche der Kaiser unablässig in der Oeffentlichkeit hervorhebt, auf seine religiösen Ueberzeugungen, auf sein unbestreitbares und tiefes Pflichtgefühl und auf den Glauben an die göttliche Mission, mit der er auf Erden betraut ist, zurückzuführen haben ... Der Kaiser wünscht in dem Bewußtsein seiner Pflicht einzig die Wohltaten des Friedens für sein Volk." —

„Tatsächlich hat Wilhelm II. in der Galerie der zeitgenössischen Souveräne eine wichtige persönliche Stellung erlangt ... Er weiß Vertrauen einzuflößen, das meiner Ueberzeugung nach ebensowenig zu erschüttern ist, wie das, welches er in sich selbst offen bekundet," so schrieb schon 1893 ein französischer Anonymus in der Zeitschrift „Le Correspondent". Einer solchen Charakteristik entspricht der Titel des der Persönlichkeit des Kaisers gewidmeten Buches „Lui" von J. Grand-Carteret, der das intensive Interesse seiner Landsleute, darunter von Männern wie Octave Mirbeau, Victor Cherbuliez, Pierre de Lano, Maurice Laudet, Georges Prade, Georges de Labruyère, Jules Hoche, Alfons Berget, P. A. Cheramy, Ernest Lavisse usw. Anfang März 1911 zu Berlin in einem Vortrage zusammenfaßte unter dem Titel: „Wilhelm II. als Friedensfürst".

Graf Arco, der Mörder Eisners.

Das bayerische Kabinett hat einstimmig das Todesurteil gegen den Grafen Arco Valley wegen Ermordung des bayerischen Premiers Kurt Eisner in lebenslängliche Zuchthausstrafe verwandelt.

Der Graf hat also sein Ziel, prozessiert zu werden erreicht, wenn auch sein Wunsch, zum Tode verurteilt zu werden, unerfüllt bleibt.

Anfangs hat man geglaubt, daß der Prozeß Arco-Valley überhaupt nie stattfinden würde, da das Gutachten erster ärztlicher Autoritäten ihn für verhandlungsunfähig erklärt hat. Die Absetzung der Verhandlung war der Regierung höchst unangenehm, weil das Volk, die Proletarier, nicht so recht an das ärztliche Gutachten glaubten. Noch unangenehmer war die Sache dem Grafen Arco, der fortwährend auf seine Prozessierung drang. Das Bewußtschein, mit der Erschießung Eisners nur seine Pflicht gegenüber der Allgemeinheit getan zu haben, scheint ihm eine innere Ruhe gegeben zu haben, die auch den Tod nicht fürchtete. Als der Entschluß in ihm feststand, Eisner zu erschießen, war ihm klar, daß er dabei sein Leben aufs Spiel setzen würde. Er hatte mit dem Leben abgeschlossen, als er sich auf den Weg zum Promenadeplatz machte. Daß er mit dem Leben davongekommen ist, das hat ihn selbst am meisten überrascht. Die Tat selbst hat er nicht einen Augenblick bereut. Bisher hat man immer angenommen, er würde das Attentat unterlassen haben, wenn er gewußt hätte, daß Eisner im Landtag seinen Rücktritt erklären würde. Er hat aber Eisner unter allen Umständen an jeder weiteren politischen Betätigung hindern wollen. Bei den Verhören durch den Staatsanwalt hat er aus seinen Motiven und seinen Absichten nie ein Hehl gemacht. „Wenn man mich zum Tod verurteilt, gut!" sagte er. „Bloß begnadigt will ich nicht werden, man soll mich erschießen."

Nicht den Tod fürchtete er, nur die Ungewißheit über sein Schicksal bedrückte ihn, und schon aus diesem Grunde hat er ständig zur Verhandlung gedrängt. Er ist dabei so weit gegangen, daß er im Krankenhaus simuliert hat. Er hat allerdings nicht den Kranken markiert, sondern den Gesunden, und hat seine Aerzte zu bewegen gesucht, ihn für verhandlungsfähig zu erklären. Sein Zustand war aber lange außerordentlich bedenklich. Noch im April drohte durch die Lagerung der Kugel an der Gehirnwand eine lebensgefährliche Komplikation, so daß man die Mutter des Grafen telegraphisch an das Krankenbett rufen mußte. Während der Rätezeit kam der Kranke in eine neue Gefahr. Den Gewalthabern schien er in der Klinik nicht mehr „sicher" genug, und so wurde er in die Kirchenschule gebracht, wo Dutzende von Geiseln um ihr Leben bangten. Zunächst kam man dem Grafen sehr freundlich entgegen, aber sein aufrechtes und doch bescheidenes Wesen brachte ihm schnell sogar die Sympathien und die Freundschaft der Rotgardisten. Die brachten oft ihre ganze Verwandtschaft mit, um sie mit dem Grafen bekanntzumachen. Als in den letzten gefährlichen Apriltagen der Befehl kam, den Grafen in das Luitpold-Gymnasium zu bringen — wozu, das war kein Geheimnis —, da haben ihm seine kommunistischen Freunde das Leben gerettet. Sie haben ihn wohl wegtransportiert, aber nicht in das Blutgymnasium, wo er sicher das Schicksal der Geiseln geteilt hätte. Ihr eigenes Leben haben die Leute dabei riskiert. Die Ankunft der Regierungstruppen im Mai hat zu der Befürchtung Anlaß gegeben, daß der Graf befreit würde. Hätte die Regierung oder die Staatsanwaltschaft, wie behauptet wurde, je die Absicht gehabt, die Verhandlung gegen Arco zu verhindern, so wäre damals die beste Gelegenheit gewesen. Aber man hat den Grafen in Sicherheit nach Stadelheim gebracht. Dort war an eine Befreiung nicht mehr zu denken. Zu jener Zeit war Arco auch nicht einmal äußerlich geheilt. In der Nähe des Ohres befand sich noch ein Eiterherd. Man glaubte zunächst, die Eiterung komme von einem Knochensplitter. Schließlich stellte man bei einer Operation fest, daß sich an jener Stelle ein Zahn, der ihm ausgeschossen worden war, ins Fleisch gebohrt hatte.

Arco macht äußerlich nicht den Eindruck eines Kranken. Wenn man ihn gehen sieht, glaubt man einen völlig gesunden und heiteren Menschen vor sich zu haben. Und das zu sein ist die Absicht des Grafen. Er will eben verhandlungsmäßig erscheinen. Erst kurz vor dem zur Verhandlung angesetzten Termin kam man durch einen Zufall darauf, daß der Zustand des Grafen bedenklich war. Man fand ein Kopfwehpulver bei ihm. Nun untersuchte man ihn und fand gefährliche Anzeichen einer neuerlichen Erkrankung. Prof. Sauerbruch und Professor Heine konstatierten dann, daß Arco unter keinen Umständen verhandlungsfähig sei. Die radikale Presse tobte natürlich über diese ärztlichen Gutachten. Sie hat schon einmal die Gefängnisverwaltung heftig wegen der angeblichen Vergünstigungen angegriffen, die dem Grafen zuteil geworden sein sollten. Man hat sich aufgeregt darüber, daß in der Zelle des Grafen, in der übrigens auch Eisner und Auer als politische Häftlinge gesessen hatten, ein Blumenstrauß lag. Das bescheidene Blumensträußchen auf dem Tisch des Grafen hat man wohl gesehen, aber — es ist die alte Geschichte von dem Splitter und Balken! — den Blumenladen, zu dem man die Zelle des landfremden Azelrod gemacht hatte, den hat man nicht gesehen. Nun hat die radikale Presse ihren Willen gehabt: Graf Arco wurde prozessiert und verurteilt.

Graf Arco richtete am Schluß seines Prozesses die folgenden Worte an den Gerichtshof: „Ich hasse den Bolschewismus. Ich liebe Bayernund hasse die Juden. Ich bin ein getreuer Monarchist und guter Katholik. Ueber alles geht mir die Ehre Bayerns. Daher: Hoch die Monarchie! Hoch Rupprecht!"

Die Worte des Grafen riefen einen großen Beifallssturm hervor, den der Vorsitze. des Gerichtshofs nicht zu unterdrücken versuchte.

Als das Todesurteil ausgesprochen wurde, bewahrte der Graf vollständige Ruhe. Er drang in seine Freunde, die ihn zu befreien versuchten, von dem Vorhaben Abstand zu nehmen, das er als eine große Dummheit bezeichnete. Er riet ihnen, für den Aufbau des Vaterlands zu arbeiten.

Die Dokumente zum Kriegsausbruch.

Das Aktenmaterial, das die deutsche Regierung veröffentlicht hat.

Berlin, 25. Dez. Die amtlichen Dokumentensammlung zur Vorgeschichte des Weltkrieges, die das Auswärtige Amt vor einigen Tagen im Verlag der Deutschen Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte m. b. H., Charlottenburg, hat erscheinen lassen, umfaßt im ganzen 4 Bände mit zusammen 1000 Seiten. Die Gesamtzahl der veröffentlichten Aktenstücke beträgt 1123, von denen 937 im vollen Wortlaut, 186 weitere in den Anmerkungen dem wesentlichen Inhalte nach angeführt sind. Außer den Akten des Auswärtigen Amts sind auch die Akten der bayrischen Gesandtschaft in Berlin und der Botschaften in Petersburg und Wien für die Sammlung verwertet worden, die letzteren wenigstens soweit, daß nach ihnen Unstimmigkeiten zwischen den Wiener Originalen und den Entzifferungen des Auswärtigen Amts berichtigt werden und die genannten Ankunftszeiten der von Berlin nach Wien gesandten Depeschen mitgeteilt werden konnten. Wichtig für den Forscher sind die Wiener Akten besonders deshalb, weil der damalige deutsche Botschafter mehrfach die Art der Erledigung der ihm von Berlin erteilten Weisungen und die Antworten des Wiener Kabinetts dazu in kurzen handschriftlichen Notizen vermerkt hat. Sehr wichtig sind auch die 35 Briefe, Telegramme und Telephongespräche der bayerischen Gesandtschaft. Eine Bearbeitung der Akten des früheren Kriegsministeriums, des Reichsmarineamts, sowie des Generalstabs undd des Admiralstabs wäre wäre über den gegebenen Rahmen hinausgegangen.

Von der Hand des früheren Kaisers sind in dem Aktenmaterial ungefähr 125 Dokumente enthalten: 6 Briefe, 13 Depeschen und etwa 103 Akten mit den vielbesprochenen Randbemerkungen Wilhelms II. Zur Erleichterung der Prüfung, welchen Einfluß irgendeine kaiserliche Meinungsäußerung gehabt haben könnte, wurde regelmäßig vermerkt, wann das betreffende Aktenstück mit den Randnoten zur amtlichen Stelle zurückgesandt wurde, oder wann die Noten sonst der zuständigen Berliner Stelle zur Kenntnis gekommen sind.

Die Herausgeber haben aus rein sachlichen Gründen, wie aus solchen der äußeren Zweckmäßigkeit, an der ursprünglichen Kautskyschen Zusammenstellung wenig geändert. Alle Veränderungen wurden im Einverständnis mit Karl Kautsky vorgenommen, und diesem haben die Korrekturen zur Nachprüfung vorgelegen. Neu aufgenommen wurden nur 22 Urkunden. Außerdem wurde ein chronologisches Inhaltsverzeichnis mit Zeittafel, ein Namensverzeichnis, ein nach Absendern geordnetes Inhaltsverzeichnis, das den Schriftwechsel nach dem Ort der Entstehung zusammenfaßt, und ein Verzeichnis der Telegrammnummern beigefügt.

Dem Zweck des Ganzen entsprechend als wissenschaftliche Quellensammlung für die unbefangene Beurteilung der Ereignisse zu dienen, haben die Herausgeber auf alles verzichtet, was irgendwie nach einer materiellen Beurteilung der Ereignisse hätte aussehen können. Sie ließen sich dabei von der Erwägung leiten, daß jede Art einer von den Dingen selbst handelnden Einleitung oder einer sachlichen Kommentars in die Veröffentlichung ein subjektives Moment der Wertung hineingetragen hätte, die besser dem Leser überlassen bleibt.

Alle Urkunden sind ohne Kürzungen oder Aenderungen des Textes abgedruckt. Auch zweifellose Schreibversehen sind unverändert wiedergegeben, oder die vorgenommene Aenderung ist als solche ersichtlich gemacht. Bei jedem Aktenstück ist angegeben, ob der Text nach der Ausfertigung, d. h. der bei den Akten vorliegenden Reinschrift oder nach dem Konzept oder nach dem Entziffern des Chiffrierbüros angefertigt worden ist. Alle schon in früheren deutschen Weißbüchern ganz oder teilweise veröffentlichten Schriftstücke sind in dieser Sammlung zum erstenmal wortgetreu mitgeteilt, während bei dem früheren Abdruck zur Wahrung des Chiffriergeheimnisses gegenüber den früheren Gegnern eine allgemeine übliche Umstellung stattgefunden hatte.

Im ganzen genommen ist die amtliche Aktensammlung von absoluter Einzigartigkeit in der Geschichte der politischen Literatur. Noch niemals vorher hat eine Regierung so lückenlos ein derart umfassendes und wichtiges Aktenmaterial der Oeffentlichkeit übergeben. Die Deutschen Dokumente zum Kriegsausbruch sind, soweit eine solche Darstellung überhaupt allein von deutscher Seite gegeben werden kann, der absolut endgültige Tatsachenbericht über die unmittelbare Vorgeschichte des Krieges. Sie werden die durch nichts mehr erschütterliche Grundlage für die historische Forschung bilden. Eine völlige Aufhellung aller Vorgänge würde sich allerdings nur dann erreichen lassen, wenn die ehemals feindlichen Staaten sich entschließen könnten, mit derselben rückhaltlosen Offenheit ihre Urkunden vorzulegen, wie es die deutsche und die österreichische Republik getan haben.

Zum 50. Geburtstage Rudolf Herzogs.

Am 6. Dezember letzten Jahres beging der auch den Lesern des Sonntagsblattes durch seine Romane „Die Wiskottens", „Die Abenteurer" etc. wohlbekannte rheinische Dichter Rudolf Herzog seinen 50. Geburtstag. Aus diesem Anlaß schenkte er seiner zahlreichen Gemeinde ein neues Werk: „Germaniens Götter". Mit seiner üppigen Phantasie und glutvollen, fein ziselierten Sprache hat sich Rudolf Herzog schon einmal an ein Werk gemacht, das des Schweißes eines Dichters würdig ist: „Preußens Geschichte". Da ziehen machtvoll, vom Glanze altehrwürdiger Pracht und Herrlichkeit umstrahlt, die großen Männer und Taten aus Preußens Geschichte an unseren Augen vorbei. Preußen und seine engere Heimat, das Rheinland, sind es, die er nimmer müde wird, in seinen Romanen während den drei Jahrzehnten seines Schaffens zu preisen. — Diese Romane sind beste Unterhaltungs-Literatur, die mit dem Feuer seiner Seele und künstlerischen Begabung erfüllt, sich Tausende von Auflagen errungen und den Dichter zu einem der gelesensten Deutschlands gemacht haben.

Hier seien einige Daten seines an Arbeit und Entbehrungen, schließlich aber auch an Freude und Glück reichen Lebens, einem kürzlich bei Quelle & Meyer, Leipzig, erschienenen, anziehend geschriebenen Büchlein von Felix Leo Göllerich: „Rudolf Herzog. Ein Lebensbild des niederrheinischen Dichters" entnommen, wiedergegeben.

Im Dezember 1869 in Barmen geboren, verlebte Rudolf Herzog mit seinen zwei älteren Geschwistern nach dem frühen Tode seiner Mutter, der in das traute Familienleben eine schwere Lücke gerissen hatte, seine Jugend im Hause seiner Großmutter. Als 15jähriger Junge stieg in ihm der Plan auf, Maler zu werden, dem die nüchterndenkende Großmutter energisch mit den Worten entgegentrat: „Wat, so einer bist du? Pfui Deubel!" Aber der Maler steckte nun einmal in dem späteren Dichter. In seiner Vaterstadt besuchte er das Gymnasium, wo er, wie viele andre heutige Schriftsteller von sich behaupten können, mit der Mathematik auf Kriegsfuß stand. Umsolieber beschäftigte er sich mit Malerei und Dichtkunst. Seine weniger poetisch veranlagte Großmutter schien aber auch darin keinen ernsten Lebensberuf zu erblicken, denn sie setzte es durch, daß der junge Rudolf 1884 in ein pharmazeutisches Handelshaus nach Düsseldorf kam. Sie ahnte freilich dabei nicht, daß gerade diese Stadt der Nährboden für seine künstlerische Entwicklung werden sollte. Im fröhlichen Künstlerkreise des „Malkastens" fand der Jüngling Anregung und Antrieb zu eigenem, künstlerischen Schaffen. Dort erstand sein erster Roman: „Frau Kunst", in dem die Erlebnisse und Eindrücke seiner Düsseldorfer Zeit niedergeschrieben sind.

Damit war der Grund zu seinem schriftstellerischen Rufe gelegt. Die Uebersiedelung als Farbentechniker nach Elberfeld konnte seinen wachsenden Erfolgen nicht mehr hinderlich sein. Vom Beifall getragen brach sein Schaffensdrang die ihm auferlegten Fesseln des fremden Berufs. Im Jahre 1890 ging er zu seinem Bruder als literarischer Mitarbeiter nach Berlin. In „Nur eine Schauspielerin" schildert er das Verhältnis der beiden Brüder, die ohne Unterstützung seitens der eigenen Familie in dem unsicheren Kampfe um den Erfolg treu zusammenstehen. Im ferneren Ringen und zäher Willenskraft erstritt er sich die mühseligen Erfolge, nie ohne felsenfesten Glauben an sich selbst. Die „Frankfurter Zeitung" veröffentlichte seine erste größere Jugendarbeit. 1894 leitete er das Feuilleton der Halbmonatsschrift „Schwarz-Rot" in Darmstadt, 1897 die Redaktion der „Hamburger Neuesten Nachrichten", 1899 das Feuilleton der „Berliner Neuesten Nachrichten". Erst 1903 war er soweit, daß er die Bürde des Redakteurs mit der behaglichen und unabhängigen Stellung eines freien Schriftstellers vertauschen konnte, nachdem er als Theater- und Kunstkritiker sich einen Namen gemacht hatte. In freien Stunden, die ihm seine Bürorbeit übrig ließ, sowie der Nacht, trotzte er in unermüdlichem Eifer die Perlen seiner dichterischen Begabung ab. Es erschienen Gedichte und Romane, wie „Das goldene Zeitalter", „Der Graf von Gleichen", „Die vom Niederrhein", denen der Verlag Cotta zu hohen Auflagen verhalf. 1905 erschienen „Die Wiskotten", 1907 „Der Abenteurer", 1909 „Hanseaten", 1911 „Die Burgkinder", eines seiner feinsinnigsten Werke.

Außer einigen anderen prosaischen Werken und Jugenderzählungen schrieb Herzog Dramen, von denen die bühnenwirksamen „Condotieri", die am Badischen Landestheater ihre Uraufführung erlebten, in Berlin hundertmal aufgeführt wurden, ohne sich jedoch auf die Dauer die Bühnen erobern zu können. Herzogs Bedeutung liegt vielmehr auf dem Gebiete der Erzählung. Der Roman „Das große Heimweh" 1914 ist der Niederschlag seiner amerikanischen Reise. Der Völkerkrieg sah den Dichter an der Front, wo seine Kriegsgedichte: „Ritter, Tod und Teufel", „Mein Stürmen, Sterben, Auferstehen" ihre Weihe empfingen. Als Interpret eigener Werke hat er den Soldaten an der Front manche erhebende Stunde bereitet. Aber Herzog hat auch mit anderen Kämpfern in vorderster Linie gestanden, mitgelitten und mitgedarbt. Dafür trägt er das Eiserne Kreuz.

Herzog ist in seinem Schaffen dem deutschen Volk ein wirklicher Führer geworden, einer, der nicht in den Niederungen des Lebens kleben blieb, sondern der hinaufwies in jene reinen Sphären, wie sie sich ein innerlich freier und großer Mensch selbst schafft; einer, der mit Blut und Seele an seiner Heimatsscholle hängt.

Rudolf Herzog hat viele Kritiker und Neider gefunden. Aber wie man über seine künstlerische Eigenart auch urteilen mag: heute bedürfen wir mehr denn je eines Schriftstellers, der durch seine erhebende Schilderung dessen, was Groß und Gut am Alten, Zusammengestürzten war, unseren Geist und unsere Zuversicht zu neuer Tatkraft am Werke des Wiederaufbaues stärkt.

— **Die Irrtümer des Menschen machen ihn eigentlich liebenswürdig.**

Fortschritte der Medizin.

Die Verdauung setzt sich aus mehreren Akten zusammen. Zuerst kommt die Einspeichelung der Speisen nach dem gründlichen Kauen, nachher die Magenverdauung (der wichtigste Akt!) und dann erst die Verdauung im Darme, von der die Dünndarmverdauung von großer Bedeutung ist. Im Magen sollen die Speisen aber zwei Stunden bleiben und dann in den Dünndarm übertreten. Es kommt aber bei vielen Magenkrankheiten vor, daß die Verdauung im Magen zu langsam vor sich geht, weil die nötigen Magensäfte fehlen und Magen und Darm zu träge arbeiten.

Einen ganz neuen Gesichtspunkt zur Beurteilung von Magenleiden vertritt Dr. Determann, der in einem Vortrag in der Freiburger medizinischen Gesellschaft sehr interessante Mitteilungen über die zu raschen Magenentleerungen machte. Es gibt Menschen, bei denen die Nahrung viel zu rasch den Magen passiert, so daß sie nicht genügend verarbeitet wird. Diese Menschen leiden an Kollern, Druck und Ziehen im Magen, besonders nach der Verdauung, und an allerlei Verdauungsbeschwerden, auch an reichlicher Gasbildung. Die Röntgen-Untersuchung ergibt, daß die Speisen den Magen viel zu rasch passieren, so daß sie unverdaut in den Darm gelangen und ihn belasten. Es handelt sich meist um Nervöse, die zu hastig essen, schlecht kauen und Speisen nicht gehörig einspeicheln. Sie sind während der Nahrungsaufnahme durch Aerger, Sorgen und allerlei Aufregungen in Anspruch genommen. (Zum Beispiel Männer, die während des Essens mit ihren Frauen streiten, die Kinder erziehen, Geschäfte abfolvieren u. s. w.) In zweiter Linie kommt in Betracht, daß es Hypochonder sind, die nur sehr feine und weich zubereitete Speisen verzehren, sodaß der Magen keine gehörigen Aufgaben erhält. Man sieht das Leiden auch als Folge langwieriger Diäten, nach Brei- und Suppenernährung künstlich hervorgerufen.

Determann empfiehlt eine kräftige Nahrung, Anhalten zum Kauen, langsames Essen, weniger Trinken beim Essen und Vermeiden nervöser Ablenkung. Obst und Gemüse sind zu meiden, dagegen kommt ein gehöriges Quantum von Brot und von Fleisch in Betracht. Die Patienten nehmen nach dem Essen ein halbes Stündchen die linke Seitenlage ein. Mitunter unterstützen ein paar Tropfen Opium die Heilwirkung.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß viele Menschen, die trotz guter Ernährung nicht zunehmen können, an einem zu raschen Magen leiden. Man holte sich an die erwähnten Regeln von Determann. Müttern sei empfohlen, ihren Männern nicht während des Essens die Sünden der Kinder zu berichten und ihren Zorn nicht herauszufordern, Streitigkeiten nach der Mahlzeit austragen!

Dr. Serenus.

— Das Buch wird jedem gerecht; du kannst es deiner Braut als zärtliche Huldigung zum Geschenk machen, du kannst es deinem Feinde an den Kopf werfen, du kannst es einer hinkenden Kommode unter das Kurzbein legen — es ist gehorsam und dient deinem Willen. Nur eines darfst du ihm nicht antun; er verleihen. Nie kommt es wieder.

— Durch Zweifeln, Erwägen und Vergessen ist die Welt von je im großen und im kleinen um vieles Herrliche betrogen worden, das ihr, wenn man so sagen könnte, bestimmt gewesen ist. Man glaubt manchmal, die Lücken, die dadurch in dem Gewebe menschlicher Geschicke entstanden sind, und ihre dürftige Ausfüllung noch lange nachher zu sehen, und kann sich dabei der traurigsten Gedanken unmöglich erwehren.

Die deutsche Knochenkrankheit.

Folgen der englischen Hungerblockade.

Als im Laufe des Sommers 1919 der Medizinal-Abteilung des preußischen Ministeriums für Volkswohlfahrt Mitteilung über ein gehäuftes Vorkommen von eigenartigen Knochenkrankheiten als Folge der ungenügenden Ernährung bekannt wurden, erhielten die Regierungspräsidenten unter dem 9. August 1919 den Auftrag zu eingehendem Bericht über die einschlägigen Verhältnisse in ihrem Verwaltungsbezirk. Das Wesentliche aus den Berichten sei hier wiedergegeben:

Seit Herbst 1917 treten unter der Bevölkerung Preußens krankhafte Veränderungen des Knochengerüstes auf, die der englischen Krankheit der Säuglinge und Kleinkinder (Rachitis) sowie der Osteomalacie der Erwachsenen ähneln. Diese Erkrankung nimmt einen Umfang und eine Form an, wie sie bisher in Preußen nie beobachtet worden sind, Knochenverbiegungen, wie sie sonst nur ausnahmsweise bei den schwersten Formen der Rachitis oder der Osteomalacie beobachtet wurden, sind jetzt häufig, Knochenbrüche ohne nachweisbare oder kaum erkenntliche Ursache sind keine Seltenheit. Auch werden Altersklassen heimgesucht, bei denen man diese Erkrankungszustände zu sehen nicht gewohnt war. Bis zum Herbst 1918 scheint die Krankheit nur vereinzelt und unter Verhältnissen aufgetreten zu sein, die für ihren Ausbruch besonders günstige Vorbedingungen boten. Seit dieser Zeit ist sie in mehr oder weniger großem Umfange in allen Regierungsbezirken einschließlich Berlin, jedoch mit Ausnahme der Hohenzollernschen Lande, beobachtet worden.

Zur ursächlichen Klärung der Krankheit trugen die Berichtsfeststellungen nur insofern bei, als aus ihnen mit Bestimmtheit hervorgeht, daß die Krankheit eine unmittelbare Folge der Hungerblockade ist, hervorgerufen durch die der Menge nach verminderte und der Güte nach verschlechterte Hungerkost.

Den Hauptteil der Kranken stellt die Altersklasse bis einschließlich des fünften Lebensjahres. Völlig verschont bleiben Kinder etwa vom 6. bis 14. Lebensjahre bezw. bis zu der Zeit, wo die Kinder ins Erwerbsleben eintreten. Dagegen findet sich eine sehr starke Beteiligung der Jugendlichen vom 14. bis 19. Lebensjahre. Völlig frei bleiben dann die Lebensjahre vom 20. bis 35. Hier setzen dann die Erkrankungen allmählich wieder ein und konzentrieren sich bei Frauen etwa zwischen d